

Gabriela Pfyffer von Altishofen

Infektionskrankheiten

Schreck von gestern – Angst von morgen?

Florian Schuller

Vom Nach-denken und vom Vor-denken

Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise
christlicher Existenz

Nr. 17 Luzerner Universitätsreden

Autorin und Autor

Prof. Dr. phil. II Gabriela Pfyffer von Altshofen, FAMH, Leiterin Departement Institute, Chefmikrobiologin Institut für Medizinische Mikrobiologie, Zentrum für LaborMedizin, Kantonsspital Luzern

Dr. theol. Florian Schuller, Direktor der Katholischen Akademie Bayern, München

Die *Luzerner Universitätsreden* dokumentieren öffentliche Vorträge, welche an der Universität Luzern gehalten wurden. Die Hefte erscheinen in loser Folge.

Impressum

Herausgeber:
Markus Ries, Rektor

Redaktion und Layout:
Nadja Kümin, Markus Vogler

Inhaltsverzeichnis

<i>Gabriela Pfyffer von Altshofen</i> Infektionskrankheiten Schreck von gestern – Angst von morgen?	7
<i>Florian Schuller</i> Vom Nach-denken und vom Vor-denken. Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz	15

Infektionskrankheiten

Schreck von gestern – Angst von morgen?

Prof. Dr. Gabriela Pfyyfer von Altisbofen

Festvortrag zum Dies academicus am 3. November 2005 Kultur- und Kongresszentrum Luzern

Seit Jahrtausenden sind Infektionskrankheiten in den unterschiedlichen Kulturkreisen phänomenologisch bekannt. Ihr Auftreten wurde je nach dem als schicksalhaft, als Zeichen von Göttern oder Dämonen, später als Strafe Gottes für verübte Sünden verstanden. Bemerkenswert war die Erkenntnis der hippokratischen Medizin (ab 3. Jahrhundert v. Chr.), dass die Ursache von Seuchen in kosmischen Konstellationen und in klimatischen Bedingungen zu suchen war. Dies stützte sich auf die Beobachtung, wonach Menschen, welche in der Nähe von Sümpfen wohnten, von bestimmten Krankheiten wie z.B. Malaria weit häufiger betroffen waren, als Individuen, welche «gute Luft» zum Atmen hatten. Damit stand die Lehre von den Miasmen (griech. Verunreinigungen) – also Dämpfe, Dünste, in der Luft enthaltene Giftstoffe – als Seuchenursache über Jahrhunderte fest.

1546 veröffentlichte der Veroneser Arzt Girolamo Fracastoro sein bahnbrechendes Werk «Kontagien, kontagiöse Krankheiten und deren Behandlung» («De contagionibus et contagiosis morbis et eorum curatione»). Im Gegensatz zur Miasmalehre führte er die Entstehung von Infektionskrankheiten auf Kontagien zurück, die er «seminaria morbi» oder «seminaria contagionis» nannte. Er war überzeugt, dass Keime allein ausreichend waren, eine Ansteckung zu vermitteln. Etliche Infektionskrankheiten, so u.a. Pest, Pocken, Masern, Tollwut und Tuberkulose, wurden von ihm beschrieben. Fracastoro war seiner Zeit

weit voraus, seine Theorie fand kein Gehör. Ähnlich erging es den erstaunlichen Beobachtungen, welche Antoni van Leeuwenhoek aus Delft um 1670 mit selbstgeschliffenen Linsen machte. Er entdeckte abertausende kleine Tierchen («Animalcules») im Zahnbelag, im Speichel und im Wasser, «die sich sehr lustig bewegen». Es waren vermutlich die ersten Mikroorganismen, die ein Mensch je erblickt und aufgezeichnet hatte. Der kausale Zusammenhang zwischen dem Auftreten von Seuchen und dem Nachweis von Mikroorganismen blieb jedoch unerkannt, da man vehement der Meinung war, Leben entstünde durch Urzeugung aus toter Materie («generatio spontanea»). Hartnäckig hielten sich die Lehre der Miasmen aber auch das Dogma der Urzeugung bis ins spätere 19. Jahrhundert als alleinige und unantastbare Ursachen von Infektionskrankheiten.

Trotz geringem Interesse einflussreicher medizinischer Kreise an Infektionskrankheiten brachten vielfältige rein empirische Beobachtungen, hygienische Massnahmen, die Entwicklung neuartiger Färbe- und Kulturverfahren im Laboratorium die festgefahrenen Theorien nach und nach ins Wanken. Louis Pasteur hatte in Frankreich den Weg zur Aufschlüsselung von Infektionskrankheiten geebnet, der entscheidende Durchbruch der kontagionistischen Vorstellungen jedoch gelang vornehmlich in Deutschland, insbesondere durch Robert Koch. Innerhalb der letzten 20 Jahre des ausklingenden 19. Jahrhunderts wurden die Erreger wichtiger Seuchen identifiziert: Diphtherie (*Corynebacterium diphtheriae*), Lepra (*Mycobacterium leprae*), Milzbrand (*Bacillus anthracis*), Typhus (*Salmonella Typhi*), Tuberkulose (*Mycobacterium tuberculosis*), Cholera (*Vibrio cholerae*), Tetanus (*Clostridium tetani*) und Pest (*Yersinia pestis*). Koch und Friedrich Gustav Jacob Henle begründeten schliesslich ein Konzept, unter welchen Bedingungen «Parasiten» als ursächliche Erreger von Infektionskrankheiten angesehen werden müssen (Koch-Henlesche Postulate) – Thesen, welche bis heute prinzipiell ihre Gültigkeit beibehalten haben.

Die grossen Seuchen des Mittelalters – Pocken, Lepra, Cholera, Typhus und Pest – sowie weitere Infektionskrankheiten machten auch vor unserem Land nicht Halt. Noch 1877 vermeldete die gut 17 000 Einwohner zählende Stadt Luzern über 900 an Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus und Keuchhusten erkrankte Bewohner. Hinzu kam die Tuberkulose, welche von allen Infektionskrankheiten jahrelang den höchsten Tribut forderte. Im Durchschnitt erlagen ihr jährlich über 60 Personen. Verbesserte Wohnbedingungen, das Eliminieren

von Ehgräben (offene Abwasserkanäle), reineres Trinkwasser, persönliches Hygienebewusstsein, gezielte Absonderung von Patienten (Isolierung) und neue Erkenntnisse über die Ursache und Verbreitung von Infektionskrankheiten führten schliesslich zu deren kontinuierlichen Rückgang – lange bevor die ersten Antibiotika Mitte der Vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts verfügbar wurden. Mit mittlerweile Hunderten von neuen Chemotherapeutika setzte ein unvergleichlicher Siegeszug ein. Man war überzeugt, die Infektionskrankheiten ein für allemal besiegt zu haben. William Stewart, derzeit höchster amerikanischer Arzt (Surgeon General), verkündete 1969: «It is time to close the book on infectious diseases». Ein folgenschwerer Irrtum, wie sich zeigen sollte.

Wohl haben viele der einst gefürchteten Krankheiten heute vollständig an Bedeutung verloren oder stellen nur noch eine marginale Bedrohung dar. So sind die Pocken ausgerottet, die Pest in wenige Nischen unserer Erde zurückgedrängt, Cholera und Typhus haben in unseren Breitengraden kaum noch einen Platz, und es gelingt, die Lepra kontinuierlich einzudämmen. Leider gilt dies nicht für alle Krankheiten. Die einst bei uns so gefürchtete Tuberkulose wütet heute stärker denn je. Auch wenn die Inzidenz bei uns kontinuierlich sinkt, so ist sie zu einem der wichtigsten infektiologischen Probleme der Dritten Welt geworden, wo heute > 95% sämtlicher Fälle registriert werden. Die Zahlen der Welt-Gesundheitsorganisation WHO sprechen eine deutliche Sprache: Ein Drittel der Weltbevölkerung ist mit *M. tuberculosis* infiziert, jährlich kommt es zu über 8 Millionen Neuerkrankungen und 3 Millionen Todesfällen. In der industrialisierten Welt tritt die Tuberkulose vornehmlich in älteren Patienten oder jüngeren Einwanderern auf, ferner auch gehäuft bei Obdachlosen, Alkoholikern und Drogenabhängigen. Ein grosses Problem stellen ferner die HIV-Infektion dar – der grösste Risikofaktor für eine Progression von einer latenten Infektion zu einer manifesten Erkrankung – und die Gefängnisse, insbesondere jene der ehemaligen Sowjetunion. Bedrohlich ist auch die Ausbreitung multiresistenter Tuberkulose-Erreger (ca. 3.5% der jährlichen Neuerkrankungen). Solche Stämme sind gegen die beiden wirkungsvollsten Antituberkulotika, Isoniazid und Rifampicin, resistent und folglich schwierig zu therapieren.

Weltweit gehört die Tuberkulose, zusammen mit den akuten Luftwegsinfektionen, der HIV-Infektion, Diarrhö, Malaria und Masern zu den modernen Geisseln der Menschheit. Und es haben sich viele neue Krankheitserreger da-

zugesellt! Neuartige Pilzinfektionen lassen aufhorchen; Legionellen verursachen Pneumonien mit tödlichem Ausgang; *Campylobacter* macht als Durchfallserreger den Salmonellen längst den Rang streitig; durch Zeckenbisse verursachte Borreliosen sorgen für Beunruhigung bei Spaziergängern, Waldarbeitern und Jägern; *Helicobacter pylori* ist als Agens der Ulkuserkrankung entlarvt; und in Afrika entdeckte man kürzlich den Urahnen des Tuberkuloseerregers, *Mycobacterium canettii*, welches aufgrund molekulargenetischer Untersuchungen bereits vor 2.4 Millionen Jahren die ersten Hominiden auf jenem Kontinent begleitet haben muss...

Das Repertoire der Infektionserreger wird laufend auch durch neue Viren erweitert, so z.B. durch hämorrhagische Viren wie Ebola oder das SARS verursachende Coronavirus. Hinzu kamen in jüngster Zeit subzelluläre biologische Objekte, die Prionen, welche mit dem Ausbruch der bovinen spongiformen Enzephalopathie (BSE; Rinderwahn) ebenfalls traurige Bekanntheit erlangt haben. Gegenwärtig ist es um BSE still geworden. Wird es so bleiben?

Neben diesen neu auftretenden Gesichtern im Reigen der Infektionserreger sind es aber auch ganz «gewöhnliche» Keime, welche uns zur Wachsamkeit zwingen. Dank neuer Technologien ist die Labormedizin längst in molekulare Sphären vorgedrungen, fähig, Erreger bis auf das letzte Basenpaar zu entschlüsseln. Auch kennen wir die genetischen Fingerabdrücke ihrer DNA (DNA fingerprints), die uns erlauben, Zusammenhänge zwischen Ausbrüchen festzustellen. Mehr noch, wir können genau definieren, wo im Genom die Mutationen liegen, welche zu Resistenzen führen, und Pathogenitäts- und Virulenzfaktoren von Mikroorganismen charakterisieren, welche ihre Gefährlichkeit ausmachen...

Mikroorganismen sind weder klug noch originell, aber sie verfügen über eine drastisch kürzere Generationszeit als so komplexe Wesen wie der Mensch. Eine Reaktion auf einen selektiven Stress kann somit wesentlich schneller erfolgen: permanent und effizient versuchen sie sich den Waffen der körpereigenen Abwehr oder verabreichten Antibiotika zu entziehen. Lassen Sie mich dies anhand eines Beispiels illustrieren. Staphylokokken gelten seit jeher als wichtiges Pathogen eitriger Infektionen. Für die Therapie waren über Jahrzehnte Beta-Lactam-Antibiotika, z.B. Penicillin, Mittel der Wahl. Bereits 1944 beobachtete man jedoch erste Stämme mit einer Resistenz gegen das Medikament. Heute sind um die 75% sämtlicher Stämme von *S. aureus* gegen Penicilline resistent.

Doch der Mensch war erfinderisch! Als Antwort auf Stämme, welche durch ein Enzym, die Penicillinase, das Antibiotikum inaktivieren konnten, erfand er 1959 ein penicillinasefestes Penicillin, das Methicillin – und wählte sich in Sicherheit. Wer gewann, ist klar: schon bald traten erste Stämme auf, welche auch gegen dieses neue Therapeutikum resistent waren, die Methicillin-resistenten *S. aureus* (MRSA). Methicillin-Resistenz ist auf die Bildung eines zusätzlichen Penicillinbindepoteins (PBP2a) zurückzuführen, welches durch das chromosomale *mecA*-Gen codiert wird. Das Resistenzspektrum erstreckt sich über alle Beta-Lactam-Antibiotika; häufig werden auch Parallel-Resistenzen zu weiteren Antibiotikagruppen beobachtet. Bei Anwesenheit von Methicillin kann das PBP2a die essentielle Funktion der Zellwandsynthese übernehmen und ermöglicht so *mecA*-Gen-tragenden Bakterien das Wachstum trotz der Anwesenheit von Methicillin. MRSA-Keime sind in erster Linie gefürchtet als Erreger nosokomialer Infektionen (Spitalinfektionen). Von normalen Trägern können sie leicht und unerkannt auf Patienten übertragen werden. Mühsig zu bemerken, dass jeder MRSA-Nachweis für ein Spital einen erheblichen Mehraufwand bedeutet. Weltweit haben MRSA-Infektionen dramatisch zugenommen. Während in den USA resp. Japan mittlerweile ein Anteil von bis zu 50% resp. 50–70% MRSA an im Spital erworbenen *S. aureus* Infektionen registriert werden, liegen die Werte für Frankreich, Spanien und Italien bei > 30%, für Deutschland bei 15%, für die skandinavischen Länder und die Niederlande dagegen nur bei 1%. Mit Ausnahme von Genf (23%) ist die epidemiologische Situation bezüglich MRSA in der Schweiz relativ einheitlich: der Anteil beträgt in Zürich 6%, in Basel, Bern, Lausanne und Luzern liegt er um die 3%. Eine niedrige Prävalenz von MRSA reflektiert letztlich die Sorgfalt und Nachhaltigkeit der Massnahmen, mit welchen dieses hygienische Problem in einem Spital angegangen wird.

Mit der jüngsten Bedrohung, der Vogelgrippe, stehen wir auf der Schwelle zu «morgen». Die Geschichte hat uns gelehrt, dass Grippepandemien an sich nichts Neues sind. 1918 forderte die Spanische Grippe 50 Millionen Menschenleben. Sie gilt als eine der schlimmsten Seuchenzüge in der Geschichte der Menschheit. In den Fünfziger resp. Sechziger Jahren waren durch die Asiatische und Hong Kong-Grippe insgesamt 3 Millionen Tote zu beklagen. Experten warnten schon lange vor einer möglichen neuen Pandemie. Seit in Asien das aggressive Vogelgrippevirus H5N1 aufgetaucht ist, wird nicht eigent-

lich vor dem Virus per se gewarnt, sondern vor der Gefahr, dass aus ihm ein neuer Erreger entstehen könnte, der leicht von Mensch zu Mensch übertragbar wäre. Bis dato sind verschiedenste Vogelgrippeviren bekannt, einige, z.B. das H7N7, kann direkt vom Vogel auf den Menschen übertragen werden, eine Fähigkeit, die das aktuelle Influenza-A Virus Typ H5N1 bislang nicht erworben hat. Laut der WHO erfüllt H5N1 zwei von drei Voraussetzungen, die ein möglicher Pandemieauslöser braucht: (1) Der Subtyp ist dem menschlichen Immunsystem gänzlich unbekannt; und (2) er kann schwere Krankheitssymptome auslösen. Was ihm als dritte Eigenschaft noch fehlt, ist eine effiziente Übertragbarkeit von Mensch zu Mensch. Mit dem Virus infizierte Wasservögel – Enten, Schwäne und Gänse – bleiben z.T. symptomlos, scheiden das Virus aber aus. Das Gefährliche am H5N1 Virus ist die Aufnahme durch andere Tiere, durch Geflügel und Schweine. Diese können gleichzeitig mit menschlichen Influenza-A Viren infiziert sein. Treffen nun in einer Körperzelle eines so infizierten «Zwischenwirtes» zwei unterschiedliche Virustypen zusammen, spielen die Viren eine Art «genetisches Roulette». Sie vermischen ihr Erbgut, es entstehen unzählige Neukombinationen (reassortment), einige harmlos, einige hochinfektiös. Durch den Genaustausch kann so ein neues Virus entstehen, das die Tödlichkeit von H5N1 mit einer effizienten Transmission von Mensch zu Mensch vereint. Das Einsperren des Geflügels dient also einzig und allein dazu, diese Zwischenplattform, auf welcher genetische Rekombination passieren kann, zu eliminieren. Es ist denkbar, dass mit dieser Massnahme der Ausbreitung von H5N1 ganz pragmatisch ein Ende gesetzt wird. Neben dem soeben erläuterten genetischen «reassortment» ist aber auch denkbar, dass sich H5N1 durch eine gezielte Mutation an den Menschen adaptiert, d.h. ihn direkt und ohne Umweg über ein «mixing vessel» infiziert. Wir beklagen gegenwärtig über 200 Millionen getöteter Vögel und gegen 80 an der H5N1-Grippe verstorbene Menschen. Gemessen an der Weltbevölkerung – mathematisch gesehen – ein kleiner Tribut. Wird es dabei bleiben? Zum jetzigen Zeitpunkt können wir nur darüber spekulieren, die Zukunft wird es weisen.

Lassen Sie mich zum Schluss kommen. Längst sind die Infektionskrankheiten nicht mehr ein lokales Ereignis, das ein Dorf oder eine Stadt in Angst und Schrecken versetzt. Die Geschichte hat uns gelehrt, dass Infektionen nicht nur ein lokales Ereignis, sondern im globalen Kontext zu sehen sind.

Deren Bekämpfung liegt in der Verantwortung von uns allen:

- es beginnt beim einzelnen, beim Patienten und beim Arzt. Prävention, rasche Erkennung einer Infektionskrankheit und rationale Verabreichung von effektiven Chemotherapeutika sind von zentraler Bedeutung;
- die Labormedizin hat Befunde rasch und korrekt zu erstellen und unnötige Untersuchungen zu vermeiden;
- die Entwicklung neuer wirkungsvoller Medikamente durch die Industrie versteht sich von selbst, weniger vielleicht, dass sie auch für weniger bemittelte Länder bezahlbar sein müssen; Gewinne können in die Forschung investiert werden, um Projekte möglichst am Ort des Geschehens zu realisieren (z.B. Bill Gates Foundation zur Bekämpfung der Tuberkulose);
- und von der Öffentlichkeit und Organisationen (Behörden, Politiker) erwartet man nicht nur Weitsichtigkeit, sondern eine genaue Situationsanalyse, das Entwickeln adäquater Strategien, eine Bündelung der Kräfte, ein gezieltes «Networking» und das Bereitstellen von Ressourcen – auch in schlechten Zeiten.

Literatur

Brock T.: Milestones in Microbiology. (T. Brock, Herausgeber), University of Madison, Wisconsin, 1996.

Winkle S.: Kulturgeschichte der Seuchen. Artemis und Winkler, Düsseldorf, 1997.

Schüpbach W.: Die Bevölkerung der Stadt Luzern 1850–1914. Luzerner Historische Veröffentlichungen, Band 17, Rex-Verlag, Luzern, 1983.

World Health Organization: Leprosy global situation. Wkly. Epidemiol. Rec. 77:1–8, 2002.

World Health Organization: Global tuberculosis control: surveillance, planning, and financing. WHO Report 2005, Genf, 2005.

Swiss-NOSO: Methicillin-resistenter *S. aureus*: Aktuelle Situation und Bedeutung. Swiss-NOSO 2:1–14, 1995.

Manual of Clinical Microbiology: 8. Auflage (P. R. Murray, E. J. Baron, J. H. Jorgensen, M. A. Pfaller, R. H. Tenover, Herausgeber), ASM Press, Washington D.C., 2003.

Le Q.M., Kiso M., Someya K., et al.: Avian flu: isolation of drug resistant H5N1 virus. Nature 437:1108, 2005.

Larkin M.: Avian flu: sites seek to respond and reassure. Lancet Infect. Dis. 5:141–142, 2005.

Vom Nach-denken und vom Vor-denken.

Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz

Dr. theol. Florian Schuller

**Festvortrag zur Thomas-Akademie der Theologischen Fakultät vom 19. Januar 2006
Marianischer Saal, Luzern**

Einleitung: Das Gehen langer Wege

«Du bist weit gegangen für etwas, an das du glaubst. Das ist in unserer Zeit etwas sehr Seltenes. Menschen gehen kaum noch lange Wege für ihren Glauben. Deshalb sieht die Welt auch so aus, wie sie aussieht». So spricht in Henning Mankells Kriminalroman «Die falsche Fährte» ein Priester zu dem Vater des Mädchens, das sich sechzehn Jahre später vor den Augen des Kriminalpolizisten Kurt Wallander verbrennen wird.

Stimmt die Einschätzung des bekanntermassen ziemlich pessimistischen Krimiautors? Gehen heute Menschen «kaum noch lange Wege für ihren Glauben». Und wenn ja, welche langen Wege müssten dann Christen heute gehen, Zeitgenossinnen und Zeitgenossen jener Menschen? Deshalb der Untertitel meiner Überlegungen: «Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz».

Interessant finde ich nun, dass sich der Haupttitel «Vom Nach-denken und Vor-denken» im erläuternden Einladungstext der Fakultät zur «Frage nach den Aufgaben und Chancen der Theologie» gewandelt hat, und in der Zeitungs-

veröffentlichung, die ich zu Gesicht bekam, wurden dann daraus «die Aufgaben und Chancen einer Theologischen Fakultät an einer staatlichen Universität». Vom Denken zur Theologie zur Theologischen Fakultät. Vielleicht ein typisches Schnellidentifizieren. Ich bitte Sie aber um Ihr Einverständnis, dass wir wieder rückwärts gehen.

Ich möchte nicht über den Sinn einer Theologischen Fakultät reden, auch nicht über Theologie im allgemeinen, sondern über eigenverantwortliches Nachdenken jedes Christen, jeder Christin. Ich bin ja auch gar kein wissenschaftlicher Theologe, sondern ein Dorfpfarrer, der versucht, seine geistigen und geistlichen Erfahrungen in die Arbeit einer kirchlichen Akademie einzubringen.

Wenn ich trotzdem im Folgenden immer wieder auch von Theologie rede, fasse ich sie weiter denn nur als wissenschaftliches Studienfach und verstehe darunter jede individuell anders geprägte Summe aller geistigen Bemühungen, die konkrete Glaubenspraxis des Einzelnen wie der kirchlichen Gemeinschaft intellektuell zu verantworten, kritisch zu begleiten, vernünftig zu unterstützen, verständlich nach aussen zu kommunizieren und so den ganzen Menschen, Herz und Kopf und Gemüt, in den Glaubensakt zu integrieren.

Mit diesem Abend greift die Theologische Fakultät der Universität Luzern eine jahrhundertealte Tradition auf, die im Denker Thomas immer auch ein Vorbild universitärer, intellektueller Existenz überhaupt sah. Deshalb freue ich mich sehr über die grosse Ehre der Einladung und bedanke mich bei Dekan Prof. Wolfgang Müller, der Theologischen Fakultät und Ihnen allen, dass ich mit Ihnen über die langen Wege des Glaubens nachdenken darf.

Wie es sich anständigerweise gehört, gliedere ich meine Überlegungen in drei Punkte. Erstens den Versuch einer Kurzcharakteristik der Krisenlandschaft, innerhalb derer wir uns orientieren müssen. Zweitens einige der langen Wege, die die Theologie, die Kirche, die Kirchen, die Christen, wir also – vermute ich – in solcher Landschaft zu gehen hätten, um eventuell aus der Krise zu kommen, und drittens der heiligen Zahl sieben folgend sieben Wünsche auf diese Wege. Wir stehen ja noch am Anfang des Jahres; so könnten aus den Wünschen, wenn sie Ihnen zusagen, vielleicht sogar kleine Vorsätze werden.

I. Orientierungsversuche

Jemand hat es einmal die «Krise der christlichen Intelligenz» genannt – das ist aber keine Beschreibung unserer Situation, sondern des 13. Jahrhunderts, um dessen Mitte sich das knapp 50 Jahre währende Leben des Thomas von Aquin wie einer der inneren Ringe legt, von der Geburt 1225 bis zum Tod 1274.

Es war wirklich eine Krisenzeit, eine Zeit radikalen Umbruchs: Im Kampf zwischen Kaiser und Papst hatte es nur scheinbare Sieger gegeben, die politische Macht beider war fundamental geschwächt. Blutigste Glaubenskriege, die ersten der christlichen Geschichte, verheerten Südfrankreich und Oberitalien. Während Thomas an der Universität Neapel studiert, wird 1241 die grosse Mongolenschlacht bei Liegnitz geschlagen.

Eine Zeit, in der christliche Intelligenz neu lernen musste zu denken. Vielleicht können wir ja auch für heute, für unsere Krise christlicher Intelligenz, beim alten Kirchenlehrer Thomas etwas davon abschauen, wie man umzugehen habe mit verantwortetem Denken und Reden von Gott und Welt und der Verbindung beider. Da wäre aber nötig die klassische Kardinaltugend der Klugheit als grundlegende Fähigkeit des Menschen, zu sehen, was ist.

1. Kulturell, oder von den Lehren der Aufklärung

Als ein Teilelement der Klugheit führt Thomas von Aquin die «docilitas» an, die Bereitschaft, sich etwas sagen zu lassen, sich belehren zu lassen. Worin könnte uns unsere geistesgeschichtliche Situation belehren? Ich sehe dies in der Doppelpoligkeit der Aufklärung.

Die eine Seite: Der Prozess der Aufklärung ist unumkehrbar. Jeder religiöse, kirchliche Versuch, kritische Nachfragen des Verstandes abzuwehren, bzw. ein Reservat geschützter Wahrheiten auszuweisen, schlägt über kurz oder lang fehl. Für Reflexion und Kritik gibt es kein religiöses Tabu.

Und der Prozess der Aufklärung ist in den 60er bis zu den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts nach einem 200 Jahre dauernden Marsch durch die geistigen Institutionen und diversen Schichten der Gesellschaften beim ganz normalen (westlichen) Menschen, Christ oder Heide, angekommen, auch wenn nicht jeder von uns Christen sich über diese Ankunft der Aufklärung in seinem Herzen samt aller Konsequenzen Rechenschaft gegeben hat.

Die andere Seite der Aufklärung. Die kritische Vernunft ist nur in der Kritik unschlagbar, mit ihr lässt sich aber keine Welt deuten und kein Sinn entschlüsseln. Werner Scheiders stellte im Blick auf die Geschichte der Aufklärungen über Aufklärung fest: «Aufklärung ist ein trostloses Geschäft, und zwar mindestens in vierfacher Hinsicht».

Sie sei erstens trostlos, weil sie endlos sei, mit jedem Menschen neu beginne und bei keinem Problem an ein Ende komme. Sie sei zweitens trostlos, weil sie langweilig sei, indem sie die bunte Vielfalt unserer individuellen und kollektiven Illusionen zerstöre und an deren Stelle einige dürre Prinzipien setze. Sie sei drittens trostlos, weil sie wesentlich negativ sei, sich als Negation und Destruktion verstehe und gleichsam parasitär von der noch bestehenden Dunkelheit lebe. Und die Aufklärung sei viertens trostlos, weil sie hoffnungslos mache. Ihr Licht habe nicht nur die bösen, sondern auch die guten Geister verjagt.

Giacomo Leopardi nennt das dann «das Massaker der Illusionen». Ein Beispiel für diese trostlosen Konsequenzen bietet das Buch von Christoph Schulte über die jüdische Aufklärung, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vornehmlich in Berlin abspielte, aber die gesamte europäische Judentheit betraf:

«Es zerbrach der alte Traditionszusammenhang des Judentums, in diesen 25 Jahren wurde die intellektuelle Welt des Talmud diskreditiert, die Ausbildung säkularisiert; die jungen jüdischen Intellektuellen... verloren ihren alten Halt, sie konvertierten oder wurden zu Agnostikern; und die alten Traditionalisten, für die in dieser Zeit das Feindbild der «jüdischen Orthodoxie» geprägt wurde, verschlossen sich der Modernisierung».

Die so beschriebene Situation des Judentums zu Beginn des 19. Jahrhunderts erinnert mich mit fast allen ihrer Facetten fatal an unsere augenblickliche innerkatholische Gemengenlage. Aufklärung ist nicht harmlos. Deren konsequenteste Vertreter sind eben nicht die liberal-optimistischen, sondern jene mit den schwarzen Sätzen. Von E.M. Cioran, dem Sohn eines griechisch-orthodoxen Priesters aus Galizien, stammt der Satz: «Frei sein heisst, sich auf ewig von der Idee der Belohnung lösen, nichts von den Menschen noch von den Göttern erwarten, es heisst, nicht nur auf diese Welt und auf alle Welten verzichten, sondern auf das Heil selber, es heisst sogar, seine Vorstellung zerbrechen, diese Kette der Ketten».

2. *Existentiell, oder von Entscheidungen im Dickicht des Religiösen*

Eine andere Weise der Klugheit – neben der *docilitas* – bezeichnet Thomas von Aquin mit dem Wort «*solertia*» und meint die Wendigkeit und Sachlichkeit der Entscheidung, die sich an die richtige Erkenntnis notwendigerweise anschliesst.

Doch da häufen sich für unser Nachsinnen die Probleme. Weil Aufklärung (und Moderne) unhintergebar und zugleich trostlos sind, deshalb gibt es aus doppeltem Grund zwar für jeden und jede von uns eine ganz besondere Herausforderung zur Entscheidung, den – wie es der amerikanische Soziologe Peter L. Berger formuliert hat – «Zwang zur Häresie», nämlich die Notwendigkeit, aus den vorhandenen Sinndeutungsmustern auswählen, eine eigene Entscheidung treffen zu müssen. Und es gibt die vielbeschworene Rückkehr der Religion, besser: ein Dickicht des Religiösen.

Vor drei Jahren hatten wir Sigrid Löffler, die Chefredakteurin der Zeitschrift «Literaturen» in die Katholische Akademie Bayern zu einem Vortrag eingeladen, der sich mit religiösen Trends der Gegenwartsliteratur beschäftigen sollte. Ihr Ablehnungsbrief kam damals von ziemlich hoher Warte und signalisierte überdeutlich, dass ein solches Thema doch wirklich unter ihrer wissenschaftlichen Würde sei. Das Dezemberheft 2005 der «Literaturen» trug nun den Aufmachertitel «Wie gewaltig ist der Glaube?», garniert mit den ausgestreckten Armen von Benedikt XVI., und umfasste insgesamt 31 Seiten, ein Drittel der ganzen Ausgabe.

Gibt es also wirklich den «Megatrend Religion?», wie ihn der Pastoraltheologe Paul Michael Zulehner in den klassischerweise als säkular geltenden Lebensbereichen von Medien, Wirtschaft, Werbung, Politik, Wissenschaft und Freizeit wiederfindet, oder jene «Fleckerlteppichreligion», die Linus Hauser in seiner auf drei Bände angelegten grossen «Kritik der neomythischen Vernunft als Erzeugnis des «Krauterers» vorstellt? Mit diesem süddeutschen Begriff bezeichnet Hauser denjenigen, «der Bruchstücke, aus denen ein Mythos entstehen könnte, sammelt und sichtet – aber nicht den letzten Schritt zu einer ausgeführten Mythenbasterei vollzieht». Zu solchen Krauterern zählt Linus Hauser die Mehrzahl der Menschen in Westeuropa und einen Teil der praktizierenden Christenheit.

Oder ist das ganze Gerede von der Rückkehr der Götter oder der Religion nur ein frommer, religionssoziologisch untermauerter Selbstbetrug, der die Folgen der Aufklärung nicht wahrhaben will? Der Wiener evangelische Systematiker und Ethiker Ulrich Körtner schreibt: «Die neue Religiosität wird...durch einen massenhaften Gewohnheitsatheismus relativiert, der mit dem kirchlich repräsentierten Christentum jede Religion überhaupt verabschiedet... Sofern nicht alles und jedes für «religoid» erklärt wird, kann man statt von einem Megatrend Religion mit gleichem Recht von einem Megatrend Gottvergessenheit sprechen.»

Ich sehe tatsächlich als die drängendste Herausforderung jene, die Johann Baptist Metz die «Gottesfrage» des modernen Menschen nennt, über deren Radikalität wir uns immer noch hinwegmogeln. «In dieser Zeit der religionsfreundlichen Gottlosigkeit» ist ja «die «weiche Lösung» einer Religion ohne Gott» anscheinend «viel toleranter und pluralismusverträglicher als die Erinnerung an den biblischen Gott, der schliesslich als Gott der Geschichte und der Gesetze überliefert ist».

Was im Blick auf Religion die aktuellste Entwicklung zu sein scheint, ist jedoch nicht eine Auswahl-Religiosität oder «Wellness-Religion» – auch kirchlicherseits beliebte Apostrophierungen –, sondern interessanter- und überraschenderweise Besinnung auf den harten Kern von Religion, auf die Lehre, das Dogma. Zwar nicht in dem Sinn, dass man sich das selbst antun oder dem geistlich folgen würde. Sehr wohl aber als Faszinosum in einer Welt, wo alles möglich geworden zu sein scheint. Und wo es stellvertretend für einen selber, der man nicht mehr glauben kann, Orte und Menschen geben muss, wo – intellektuell durchaus auf hohem Niveau verantwortet – Glauben wirklich geschieht, weil ohne solche Verankerung uns die Welt anscheinend doch in Stücken um die Ohren flöge.

Darin liegt, so scheint mir, die Faszination Joseph Ratzingers gerade für kirchenferne Intellektuelle. Wie Sie wissen, spreche ich hier aus eigener Erfahrung. Dass jener Gesprächsabend über die vorpolitischen moralischen Grundlagen des modernen Staates, zu dem wir Jürgen Habermas und Joseph Ratzinger im Januar 2004 eingeladen hatten, inzwischen weltweit immer wieder als gelungenes Beispiel fruchtbaren Dialogs zwischen Religion und Vernunft stilisiert wird, hat mit dieser veränderten Wahrnehmung von Religion zu tun, deren Gründe zu diskutieren, natürlich den Rahmen dieses Abends bei weitem sprengen würde.

3. Innerkirchlich, oder vom richtigen Gedächtnis

Aber worum es mir geht, ist der mich ziemlich betrüblich machende Eindruck, dass wir in der Kirche von dieser Änderung der Gefechtslage noch viel zu wenig Kenntnis zu nehmen scheinen.

Wir leisten uns vielmehr in diesen Jahren innerkirchlich einen Streit um die Deutungshoheit des Zweiten Vatikanischen Konzils. War es – nur im neuen aggiornierten Gewande – eine bruchlose Bestätigung der Tradition, die dann im falschen Beschwören eines angeblichen Geistes des Konzils verraten wurde, oder war es der radikale Neuanfang einer Kirche, die im entscheidenden Sprung hinein in die Moderne doch gehemmt wurde von jenen, die das Rad der Zeit zurückdrehen wollten?

Angesagt wäre also die nach «docilitas» und «solertia» dritte Handlungsdimension von Klugheit laut Thomas von Aquin, nämlich die «memoria», das richtige Gedächtnis, oder, negativ formuliert, der Kampf gegen eine Verfälschung der Erinnerung.

Bei diversen Gedenkveranstaltungen im vergangenen Jahr anlässlich des 40. Jahrestages des Konzilsabschlusses erlebte ich sehr direkt die unveröhnlichen Positionen. Sicher, die Situation scheint schizophoren. Mühsam hatte die Kirche begonnen, die Moderne differenzierter, nicht nur ablehnend zu betrachten und im Konzil deren Grundprinzipien von Freiheit, Individualität, Rationalität sogar kreativ aufzugreifen, da hat sich die geistes- und kulturgeschichtliche Lage erneut gewandelt.

Aber innerkirchlich führen wir immer noch rechts wie links moderne Nachhutgefechte und haben nicht verstanden, dass eine ganz neue Agenda intellektueller Reflexion ansteht.

Da gibt es sowohl die selbsternannten Lordsiegelbewahrer jener Tradition, die durch die säkularisierenden Thesen des Konzils zerstört worden sei. Aber genauso unsensibel erlebe ich jene, deren Argumentationsstrukturen nur vom Konzil als dem absoluten Neubeginn kirchlichen Denkens und alleinigem Bezugspunkt geprägt werden. Wie hat es doch so treffend vor ein paar Wochen erst der eben 80 gewordene Wolf Jobst Siedler formuliert, als er den Malern und Dichtern nachsann, die ihn in seiner Jugend begeisterten und deren revolutionäre Qualität die späteren, also die Altergenossen Siedlers, nicht mehr erreichten. So formuliert er als seine Lebenslehre, «dass die Erfahrung der Revolution

einem nur einmal zuteil wird). Wer die Revolution des Zweiten Vatikanums mitgestaltet und als befreiende Revolution erlebt hat, wird sich einer neuerlichen Revolution nur sehr schwer annähern wollen. Und die trägt einen konkreten Namen.

4. Die Chance der Postmoderne

Einen vierten Aspekt thomasischer Klugheit bildet die ›Voraussicht‹, die ›providentia‹, die ja auch der ›prudentia‹ zu ihrem Namen verholfen hat. Diese Voraussicht hat bereits etwas mit Glauben und Hoffnung zu tun, denn ›die Gewissheit der Klugheit kann nicht so gross sein, dass die Sorge völlig aufgehoben sein könnte‹; ›non potest certitudo prudentiae tanta esse, quod omnino sollicitudo tollatur‹.

Mit Klugheit aus solcher Voraussicht und zugleich Sorge könnten Christen nun auf das blicken, mit dem man unsere heutige kulturell-intellektuelle Situation, wie ich sie sehr holzschnittartig zu umschreiben versuchte, auf einen Begriff bringt, nämlich die ›Postmoderne‹. Diesen Begriff halte ich eigentlich zwar für falsch; denn wir leben nicht in einer Zeit nach der Moderne, sehr wohl aber – da finde ich die französische Wortwahl besser und äusserst angepasst – in einer ›Ultramoderne‹. Das Pathos der Moderne – Freiheit, Individualität, Selbstbestimmung, Emanzipation, Autonomie des Subjekts – ist der Postmoderne zur Selbstverständlichkeit geworden.

Der neue Ton klingt so: Es gibt keine letztgültige Wahrheit; vielmehr muss jede Zeit und jeder Mensch die Welt, das Leben, sich selbst immer neu interpretieren, und zwar ausgehend von deren früheren Interpretationen. Während die Moderne also nach vorne, in die Zukunft schaut, entdeckt die Postmoderne das Erbe der Vergangenheit wieder. Alles bleibt Interpretation von Interpretationen. Friedrich Nietzsche war der erste Prophet einer so verstandenen Postmoderne.

Mit solchen Positionen tun wir uns in der Kirche natürlich sehr schwer. Und doch liegt in deren Struktur auch eine unerwartete Chance, die mit der üblichen Retourkutsche, hier gehe es nur um Beliebigkeit und Unverbindlichkeit im Sinne des berüchtigten ›anything goes‹, nicht adäquat beantwortet wäre.

Sogar hierfür habe ich ein Zitat bei Thomas gefunden: ›Lectorem unius libri timeo, ergo omnia discite; videbis postea nihil esse superfluum‹. ›Wer nur ein einziges Buch liest, vor dem graut mir; lerne also alles; du wirst dann sehen, nichts ist überflüssig‹. Natürlich ist Thomas von Aquin kein Postmoderner. Aber die Grundidee, dass im Gesamt der Deutungen und Interpretationen nicht von vorne herein gewisse Positionen ausgeschlossen werden, führt in die Richtung kreativen Aufgreifens postmoderner – um es einmal so zu nennen – Gefühlslage.

Worin liegt nun deren Chance? Sehr schön kann man sie beim italienischen Philosophen Gianni Vattimo studieren. Für sein ›pensiero debole‹, sein ›schwaches Denken‹, ist das Sein dem Erkennen zwar unzugänglich, birgt der absolute Wahrheitsanspruch religiöser Positionen ein Gewaltpotential mit verheerenden Konsequenzen.

Dieses Ende der Metaphysik, und damit den ›Tod Gottes‹ sieht der Italiener aber als die innere Folge der Inkarnation. In ihr habe sich Gott seiner metaphysischen Existenz und Allmacht enteignet. Die geistesgeschichtliche Situation der Gegenwart verdanke sich also der Mitte der christlichen Botschaft: Deshalb – und genau diese Konsequenz ist spannend! – sei unser heutiges Denken verpflichtend auf das Erbe der christlichen Tradition verwiesen und müsse sich mit diesem in reflektierter, aber natürlich ausdrücklich distanzierter Weise auseinandersetzen.

Wenn schliesslich Vattimo in der unabschliessbaren ›Kette der Interpretation von Interpretationen‹ nach einem ordnenden, wertenden Kriterium sucht, da sicher nicht alle Interpretationen der Wirklichkeit gleich gültig sein könnten, findet er dieses in der biblisch konnotierten Liebe, der Kraft gegen alle Gewalt.

II. Lange Wege in Zeiten der Postmoderne

Das also, scheint mir, ist die augenblickliche Situation, innerhalb derer sich Theologie und christliches Selbstverständnis verorten müssen. Welche langen Wege haben wir da zu gehen? In Anlehnung an unsere vier Orientierungsversuche sehe ich vier zu bedenkende Richtungen.

1. Kritische Ökumene mit der (Post-)Moderne

Einen ersten langen Weg finde ich beim Frankfurter Jesuiten Medard Kehl vorgezeichnet. Damit Kirche zukunftsfähig reagieren kann, sollte sie «die Kultur der Moderne nicht nur unter ihren glaubensgefährdenden Aspekten» wahrnehmen oder «als unser «Gegenüber» anschauen, das von Christentum und Kirche säuberlich abzutrennen wäre». Es geht demnach um das grundlegende Bewusstsein, «in einer Schicksalsgemeinschaft mit der Moderne zu stehen». Um solche Zeitgenossenschaft auszudrücken, kann wohl auch mit dem Erfurter Theologen Eberhard Tiefensee das hohe Wort «Ökumene» gewählt werden. Ökumene setzt allerdings voraus, dass man die andere Seite kennt und bewusst wertschätzt.

Die dauernde Anfrage deshalb an die Kirche, aber auch gegenseitig an uns: Haben wir die Freiheitsgeschichte der Aufklärung, die Wendung hin zum autonomen Individuum tatsächlich internalisiert?

Zu diesem Gedanken gehört aber gleich sein Pendant. Christen sollten sich immer dem Anspruch des Lyrikers Günther Eich verpflichtet wissen: «Seid Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt». Oder biblisch formuliert mit Thomas Ruster: «Den eigenen Erfahrungen nicht trauen – an fremden biblischen Erfahrungen Anteil gewinnen» und so die götter- und götzekritische Funktion monotheistischen Glaubens wachzuhalten gegenüber allen absolut gesetzten Formen, Bilder, Gedanken, Vorstellungen, auch wach zu sein gegenüber solchen Versuchungen in der eigenen Glaubenswelt.

2. Gläubige Leichtigkeit statt Ethisierung des Christentums

Ein zweiter Gedanke vom Erbe der Aufklärung her. Immanuel Kant gehört zu meinen philosophischen Lieblingen. Aber sein radikales Unverständnis für religiöse Praxis, die sich für ihn auf das befohlene, ihn zutiefst störende lauthalse Singen von Kirchenliedern durch die Insassen des Gefängnisses neben seiner Wohnung zu reduzieren scheint, dieses radikale Unverständnis ist das vergiftete Erbe der Aufklärung für Religion.

Wie mit der Prämisse, «in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen sicher und gut zu bedienen», der Grund des Glaubens vom Hören her kompatibel werden könne, war mir nie einsichtig. Wenn ich Christentum recht verstehe, kommt es dem Einzelnen wesentlich als ihm

vorgängige Botschaft zu, als Vernehmen des Glaubens an die Auferstehung Jesu Christi, in den ich mich bejahend hineinbegebe.

Unmittelbare Folge eines solcherart aufgeklärten Glaubens ist seine Ethisierung. Ich halte sie für desaströs. Sie reicht tief hinein in typisch deutsche Denkmuster der Philosophie des 19. wie des 20. Jahrhunderts und rechtfertigt ein religionsphilosophisches Desinteresse, im Gegensatz zum Beispiel zur angelsächsischen Denktradition, die allem vorherrschenden Empirismus zum Trotz ungebrochen und mit weit mehr Selbstverständlichkeit die Existenz Gottes, den Gehalt religiöser Sprache oder die Begründung von Glauben reflektiert.

Christlicher Glaube bildet kein ethisches System, er ist amoralisch in dem Sinne, dass er nicht primär mein Verhalten zu steuern beabsichtigt. Primär ist Glaube innere Ausrichtung auf die letzte, alles erfüllende Wirklichkeit, die dann allerdings sehr wohl mit innerer Notwendigkeit bestimmte Verhaltensweisen, aber gleichsam indirekt, nach sich zieht. Bekanntlich hat der Apostel Paulus alle Tugendkataloge, wie sie sich in seinen Briefen finden, der heidnischen zeitgenössischen Tugendphilosophie abgeschaut.

Schauen wir wieder einmal kurz auf Thomas von Aquin: «Das Wesen der Tugend», sagt er, «liegt mehr im Guten als im Schweren». Wird das Gute als Gegensatz zum Schweren definiert, hat es etwas zu tun mit «Leichtigkeit».

Das heutige Image der Kirche für die Menschen draussen, unsere binnenkirchlichen Diskussionen – all das ist gekennzeichnet, zumindest für das gängige Empfinden, von drückender Schwere, vielleicht sogar von Schwerfälligkeit. Aber wem wären Flügel des Denkens und Lebens geschenkt, wenn nicht uns Christen, die daran glauben, dass in unsere Erdschwere das Geistige hineingewoben ist? Und etwas von solcher Leichtigkeit sollte in unseren Umschreibungen von Religion zumindest ab und zu durchschimmern.

3. Falle frommer Selbstsäkularisierung

Warnen möchte ich vor einem Holzweg des Glaubens. Auf ihn aufmerksam geworden bin durch die Lektüre von Heinz Schlaffers viel diskutierter und umstrittener «Kurzen Geschichte der deutschen Literatur». Darin macht er deutlich, dass sich literaturhistorisch betrachtet der «Begriff der Aufklärung von der Aussen- auf die Innenwelt der bürgerlichen Gesellschaft verlagert» habe. Das

heisst, die Forderung nach Rationalität als Instrument der bürgerlichen Emanzipation habe sehr schnell durch eine Säkularisierung der pietistischen Wurzeln der geistigen Elite Deutschlands in die innere «Welt des Subjekts, seines Gefühls, der Imagination und der Reflexion» geführt.

Damit, so Schlaffer weiter, sei paradoxerweise eine Revitalisierung religiöser Motive einher gegangen, die sich begründungsresistent antiker, heidnischer Motive von Unsterblichkeit, von Göttern bedienten. «Die verschwenderisch gebrauchten Adjektive und Nomina «unsterblich», «göttlich», «heilig», «erhaben», «Entzückung», «Offenbarung», «Wahrheit», «Innerstes» sind emotionale Superlative, die zu höchsten Anstrengungen anspornen», gerade weil sie eben sachlich unhaltbar seien und deshalb nur durch die Euphorie ihres dauernden Gebrauchs Dauer und Sinn erhielten.

Die hoch aktuelle Warnung lautet also: wenn die äusserlich als notwendig erkannte Rationalität als Pendant eine Emotionalität frei setzt, die sich allein auf sich selber bezieht und vom Bereich der Rationalität ausgeschlossen wird, dann könnte diese Emotionalität trotz aller frommen Ingredienzien sich selbst säkularisiert haben, ohne es zu merken. Ich lade jeden von ihnen ein, im Blick auf innerkirchliche Phänomene einmal das, so würde ich es nennen – schlaffersche Selbstsäkularisierungssyndrom zu studieren.

4. Das katholische Profil der Sakramentalität

Vor einigen Monaten brachte der Vorsitzende der Evangelischen Kirche Deutschlands, der Berliner Bischof Wolfgang Huber einen neuen Begriff in Umlauf: «Ökumene der Profile». Kurze Zeit später hatte er dann, inhaltlich diesen Begriff füllend, davon gesprochen, dass die Kirchen der Reformation zwischen dem islamischen Fundamentalismus und der katholischen Papstbegeisterung stünden. Die Parallelisierung von islamischem Fundamentalismus und katholischer Papstbegeisterung schien mir persönlich zwar nicht allzu edel zu sein, doch nach dem ausserordentlichen katholischen Medien-, speziell Fernsehjahr 2005 gelten sicher mildernde Umstände.

Aber das Anliegen der Profilierung der Kirchen ist zu Recht logische Konsequenz auch der postmodernen Situation. Die klassischen Ökumeniker sind ja ziemlich verzweifelt. Während sie früher um Einheit rangen, heisst es heute

postmodern: Warum denn? Vielfalt ist doch viel schöner! Zumindest, so lange kein verstörender Wahrheitsanspruch erhoben wird.

Nicht zufällig war es sicher auch, dass die reformierte Aussprachessynode letzten September in St. Gallen als Thema eben die reformierte Identität im Programm hatte, auf der der Generalsekretär des reformierten Weltbundes, Setri Nyomi, genau das Fehlen von religiösen Führern als Chance bezeichnete, auch wenn ich in den letzten Tagen von Peter Schmid, dem Mitglied im Rat des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, lesen konnte, dass er den Vorschlag, reformierte Bischöfe in der Schweiz einzuführen, ablehnen musste und ihn als «versteckten Klerikalismus» bezeichnete.

In diesen Kontext möchte ich die Frage nach dem katholischen Proprium stellen. Der amerikanische Theologe und Jesuit Andrew Greeley – in den USA übrigens zugleich ein Krimi-Bestsellerautor – stellt in einem Buch mit dem Titel «The Catholic Imagination» die These auf, es gebe jenseits aller konfessionellen Einschätzungen des «Besser» oder «Schlechter» so etwas wie eine grundkatholische Konstante, die sich ungeachtet aller allgemeinen Bewusstseinsveränderungen durchhalte. Diese bestehe in einer ganz bestimmten Haltung gegenüber der Schöpfung, welche in dieser das verborgene Heilige durchscheinen sehe («the Holy lurking in creation»). Mit anderen Worten: es geht um ein sakramentales Verständnis der Wirklichkeit, das diese gleichsam auch als «verzaubert» ansieht.

Greeley belegt seine Position mit Untersuchungen bei amerikanischen katholischen Studentinnen und Studenten. In diesem Zusammenhang stellt er übrigens, interkonfessionell vergleichend fest: Katholiken «enjoy sex more».

Vielleicht gibt es tatsächlich die von Greeley behauptete Prägung. Dies als Arbeitshypothese genommen, würde ich die Stärkung katholischer «Bildkraft», der «catholic imagination» als wichtigen, langen Weg bezeichnen, gegenüber Welt und Menschen achtsam zu sein gerade deshalb, weil in allem und allen «das Heilige, der Heilige durchscheint».

Gegen die postmoderne «Rückkehr der Götter» setzt katholisches Wirklichkeitsverständnis eine sakramentale Sicht. Mit esoterischen und/oder neuheidnischen Konzeptionen verbindet sie die Überzeugung, dass in der Wirklichkeit, auch in uns Menschen, mehr steckt als nur eine erste Dimension. Von ihnen unterscheidet sie sich aber radikal dadurch, dass sie ein Kritikpotential besitzt,

das die eingängige ‹Vergöttlichung› irdischer Wirklichkeit ausschliesst und den radikalen Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf wahrt.

III. Sieben Weg-Wünsche für postmoderne christliche Zeitgenossen

«Das wirklich Vertrackte an der irdischen Welt ist weder, dass sie vernunftwidrig ist, noch gar, dass sie vernunftgemäss ist. Am häufigsten zu schaffen macht uns, dass sie der Vernunft beinahe, aber nicht ganz entspricht».

So drückte es einmal Chesterton aus. Viel primitiver formuliert: das Leben ist extremkompliziert. Ich habe versucht, Ihnen nur ein paar Schlaglichter aus meiner Perspektive auf die zerklüftete Landschaft zu geben, in der wir alle uns heute zu bewegen haben. Was Chesterton noch nicht voraussehen konnte, ist, dass die externe Pluralität postmoderner Situation eine interne Pluralität des einzelnen Subjekts anscheinend unüberwindbar nach sich zieht. Gefordert ist, meinen die postmodernen Fachleute, subjektive Pluralitätskompetenz: die Fähigkeit also, den Prozess der Interaktion, des Austausch, der Übergänge unterschiedlicher Rollen oder Identitäten je nach Situation, Milieu, Problemen, Zeiten zu managen. Wolfgang Welsch hat den zentralen Begriff dafür erfunden: ‹transversale Vernunft›, das personale Vermögen, Übergänge kreativ zu verbinden.

Im christlichen Kontext kann dies nun entweder zu stromlinienförmiger Anpassung oder zu antimodernistischer Verweigerung führen. Deshalb drittens einige Wünsche für die nötige Pluralitätskompetenz mit auf jene Glaubenswege, die wir heute zu gehen haben.

1. *Wahren wir das Geheimnis Gottes*

Trotz seiner überragenden spekulativen Kraft war Thomas bekanntermassen keineswegs der glatte, alle Probleme lösende Systematiker, als den ihn später manchmal sowohl Gegner wie Verehrern hinstellten. Was in der Kunstgeschichte seit Michelangelo mit dem ‹Non finito› bezeichnet wurde, trifft auch auf dieses Genie und diesen Titanen der Theologie zu: dass die Nichtvollendung eines Werkes notwendig mit dessen Thema zusammenhängen kann; dass in der

Gestaltung einer existentiellen Grunderfahrung das Inadäquate der Form und des Ausdrucks für den Künstler, den Denker so schmerzhaft wird, dass das begonnene Werk unvollendet bleibt, unvollendet bleiben muss. Deshalb war es wohl mehr als nur Zufall oder Schicksal, dass Thomas seine Summa theologica unvollendet zurückgelassen hat, und die Vita des Heiligen von jener Vision berichtet, die ihn habe verstummen lassen.

Schon früher hatte er geschrieben, dass das Höchste, was man in der Erkenntnis Gottes erreichen könne, dieses sei: ‹quod Deus est supra omne id, quod a nobis cogitari potest›, ‹dass Gott jenseits alles dessen sei, was unserem Denken zugänglich ist›.

Es kann eben keine ‹Summa theologica› geben über Gott und sein Geschöpf – die Welt, den Menschen –, keine addierte Summe des Wissens, die Gottes bleibendem Geheimnis gerecht würde. Gerecht wird ihm einzig das aus Schweigen genährte Gebet. Um es mit den berühmtesten Worten des Thomas zu sagen: ‹Adoro te devote, latens Deitas›. ‹Gottheit, du verborgen, in Ehrfurcht bete ich Dich an›.

Theologen, die wir sind, würden wir wohl alle, ohne zu zögern, mit grosser Selbstverständlichkeit als ersten theologischen Grundsatz bekennen: Gott ist ‹Mysterium strictissime dictum›, ‹Gott ist Geheimnis auf die dichtest mögliche Weise›. Aber mit der gleichen Selbstverständlichkeit fügen wir dann, ohne zu zögern, Tausende von Sätzen an über dieses Mysterium strictissime dictum und seinen Willen für die Welt und uns Menschen.

Es geht mir nicht um eine ausformulierte, bzw. sich ins Schweigen zurückziehende Theologia negativa, sehr wohl aber um ein Denken Gottes und ein Sprechen über Gott, dem man die Bruchstückhaftigkeit und eine pathosfreie Selbstbeschränkung anmerkt, wie auch die Leidenschaft des persönlichen Betroffenseins, das gleichwohl nicht adäquat in Worte gekleidet werden kann.

2. *Erfreuen wir uns unseres glaubenden Verstandes*

Andererseits: Hätte der Herrgott nicht gewollt, dass wir denken, hätte er bei der Evolution ein paar Links bezüglich unserer beiden Gehirnhälften anders gesetzt, bzw. von der Evolution anders setzen lassen. Über Inhalt, Vollzug, Dimensionen des Glaubens, unseres christlichen Glaubens vernünftig nachzuden-

ken, ihn kritisch zu begleiten, sich offensiv mit kritischen Einwänden auseinanderzusetzen, gehört konstitutiv zu ihm. Spätestens im zweiten Jahrhundert stehen dafür die sogenannten Apologeten, die frühen Kirchenväter, die im Blick auf die philosophischen Konzepte ihrer Epoche den eigen christlichen Glauben rational darlegten.

Und eine der edelsten Institutionen für solchen glaubenden Verstand, für solchen «denkenden Glauben» (um einen Lieblingsbegriff meines verehrten reformierten Theologen Fritz Buri aufzugreifen) eine der edelsten Institutionen dafür ist die Universität, und in ihr die wissenschaftliche Theologie.

Sie wissen ja vielleicht, dass das Wort «Universitas» als Begriff für die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden erstmals in einer Urkunde von Papst Innozenz III. aus dem Jahr 1208/09 auftaucht. Die Universität als relativ selbständige, den lokalen und regionalen politischen wie kirchlichen Mächten entzogene Institution ist eine päpstliche Schöpfung und so im Hochmittelalter etwas völlig Neues, das die westliche Christenheit auszeichnet und im christlichen Osten nie existierte. Und es ist eine Institution, die nur in der Stadt funktionieren kann, unterstützt vom neuen Freiheitsgefühl ihrer Bürger und deren gegen die Feudalherrn erkämpften Unabhängigkeit.

Seit Anfang des 13. Jahrhunderts kommt alles neue Schrifttum in Philosophie und Theologie nicht mehr aus den Abteien und Klosterschulen, sondern von den Universitäten der Städte. Und die Universität schlechthin, die Stadt schlechthin ist damals Paris. In Paris trifft sich die geistige, unruhige Elite Europas, dort sitzt Thomas seit 1245 in den Vorlesungen seines Meisters Albert, dort wird er selber ab 1256 gefeierter Magister.

Das war allerdings kein lebensgeschichtlicher Zufall, sondern Konsequenz einer klaren Grundoption, die Thomas mit 19 Jahren getroffen hatte, und für die er zunächst hart büsste. Sie bestand daran, dass er in den jungen Orden der Predigerbrüder, der – wie wir heute sagen – Dominikaner, eintrat. Auf seinem Fussweg ins Noviziat wurde er von den eigenen Brüdern an einem Brunnen in der Toscana gekidnappt und für mehrere Monate in das Verlies einer Familienburg verschleppt. Denn die Familie fand es unmöglich, dass sich ihr hoffnungsvoller Sohn, den sie in Montecassino bei den Benediktinern hatten hochqualifiziert ausbilden lassen, die feudale, ländliche Welt verliess und sich der geistig und materiell ungesicherten Existenz der theologisierenden Bettelmönche an-

schloss, die ganz bewusst in die Städte und an die Universitäten drängten. Denn dort spielte die mitunter sehr dissonante Musik der intellektuellen Auseinandersetzung.

Sie sehen, ich bin inzwischen doch bei der wissenschaftlichen Theologie und der Existenzweise einer theologischen Fakultät und ihrer Mitglieder angekommen. Mit meinem dritten Wunsch verlasse ich sie aber sogleich wieder.

3. Verwechseln wir aber nie Theologie und Glaube

Denn rationaler Diskurs, der Glauben weder ersetzen noch begründen kann, muss in der Notwendigkeit seiner Existenz sich selbst zugleich zerstören, um Glauben im Vollzug wirklich werden zu lassen. Andrea Emo hat dafür ein wunderbares Bild gefunden, indem er das alte Symbol für Christus, nämlich den aus der Asche auferstehenden Phönix, mit dem Akt des Glaubens zusammenbringt: «Sein Nest ist genau das Feuer, das ihn zerstört» («Il suo nido é appunto il fuoco che lo distrugge»).

Lassen Sie mich zur Erläuterung eine persönliche Erfahrung berichten. Vor etlichen Jahren – gerade noch rechtzeitig vor dem grossen öffentlichen Run – waren wir, acht Studierende und ich als Studentenpfarrer, zu neunt auf dem Camino de Santiago unterwegs, zwar nicht den ganzen Weg ab Augsburg, sondern ab der französisch-spanischen Grenze, nur die Kurzstrecke gleichsam, circa 820 km in 27 Gehtagen und drei Ruhetagen – einer der wesentlichen Eindrücke meines Lebens. Und wie es sich so gehört, hatten wir uns gut vorbereitet. Ich nahm auch ein leeres Heft mit; dahinein wollte ich jeden Tag meine Erfahrungen des Weges schreiben, also so etwas wie ein spirituelles Tagebuch. Am ersten Abend schrieb ich todmüde ein paar Zeilen hinein, auch noch am nächsten Tag, dann blieben die Blätter leer.

Denn mir war eine Sache sehr direkt aufgegangen und hat sich mir als wesentliche Wegerfahrung für immer eingepägt: Gehen ist Gehen und nicht Reden über das Gehen. Genauso gilt: Lieben ist Lieben und nicht Reden über das Lieben. Glauben ist Glauben und nicht Reden über den Glauben, auch nicht Nachdenken über den Glauben.

Theologie meint immer auch Distanz. Ich werde mir genau theologisch überlegen, was man da tut, wenn man religiös ist, wenn man glaubt. Ich werde

zur Rechtfertigung vor mir selber und vor den anderen die Gründe für und gegen die Existenz Gottes mühsam, leidvoll, manchmal das Herz fast zerreisend bedenken. Ich werde zum Thema Eucharistie religionswissenschaftliche Analogien vom Mithraskult bis zu ägyptischen Totenmalern interessiert studieren. Ich werde die historischen Bedingtheiten und machtpolitischen Interessen, die zur Formulierung der Dogmen von Trinität und Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, in den ersten Jahrhunderten geführt haben, mit Aufmerksamkeit und manchmal mit Kopfschütteln erkennen. Ich werde die Stellen vom Heiligen Krieg und von der gerechten Strafe der Steinigung, die mir heutzutage in der Begegnung mit dem Islam so pervers erscheinen, im Alten Testament wiederfinden und nicht verdrängen.

Ich werde mein Leben lang dies alles und noch viel mehr nicht nur aus Neugier, sondern aus Verpflichtung dem Kopf gegenüber, den mir der Herrgott gegeben hat, studieren und mich in solcher Aufklärung von keinem Illuminaten oder auch Neuheiden übertreffen lassen. Das gehört zu meiner Ehre als mit Denken begabter Christ.

Aber ich werde, wenn ich bete, wenn ich Eucharistie feiere, wenn ich den Glauben an den dreifaltigen Gott und an Jesus Christus, wahrer Mensch und wahrer Gott, bekenne, nicht objektivierend neben mir stehen, sondern im klaren, aufgeklärten Bewusstsein der Geschichtlichkeit und Relativität aller religiöser Formen in Kult und Dogma doch mit ungeteiltem Herzen und dem gläubigen Wissen um die absolute Wahrheit, die sich in diesen bedingten Formen kundtut – Paulus sprach bekanntlich von den ‹zerbrechlichen Gefässen› – glauben, fromm sein, beten, feiern.

Denn praktizierter Glaube ist existentieller Vollzug einer Person, sich realisierendes Selbstverständnis im Angesicht der letzten Instanz, unmittelbare Beziehung zum grösseren Du, *coeur par coeur*. Eine solche Unmittelbarkeit von Herz zu Herz verträgt keine relativierende Betrachtung, keine einordnende Historisierung, keinen religionswissenschaftlichen Vergleich.

Theologie kommt nach dem Glauben, kann auch vor dem Glauben kommen. Theologie ist aber nicht Glauben und kann ihn erst recht nicht ersetzen. Allerdings gilt auch umgekehrt: Glaube kann Theologie nicht ersetzen.

Deshalb schliesse ich mich für diesen Punkt ausnahmsweise dem heiligen Augustinus nicht an. Denn in ‹*De praestinatione sanctorum*› schreibt er:

«Niemand glaubt etwas, wenn er es nicht zuvor für glaubhaft hielt... Alles, was geglaubt wird, wird geglaubt, nachdem ihm das Denken vorausgegangen ist». Völlig einverstanden. Dann folgt: «Nicht jeder, der denkt, glaubt; denn viele denken, weil sie nicht glauben wollen». Auch das trifft zu, wobei ich – zumindest für heute – die Frage des Glauben-Wollens offen lassen möchte. Aber wenn unser Kirchenvater dann schlussfolgert: «Jeder, der glaubt, denkt; er denkt, wenn er glaubt, und er glaubt, wenn er denkt», ist mir das zu unpräzise. Glauben und Denken gehören zusammen, fallen aber nicht zusammen.

4. Erkömpfen wir uns eine zweite Unschuld

Wie ist aber, so lautet wohl die fundamentale Frage, der Spagat auszuhalten zwischen rationaler, aufklärender Vernunft einerseits und einem unmittelbaren, davon sich in seinem Vollzug nicht berühren lassenden Glauben andererseits? Wird wirklich beides ernst genommen? Oder reflektiere ich kritisch lustig drauf los, weil das, was bei dieser Reflexion herauskommt, meinen Glauben sowieso nicht berührt? Oder, umgekehrt, ist mein Glauben nur ein Als-ob-Glauben, der im Vollzug nur so tut, als ob er unmittelbar und direkt sich an Gott wende, aber doch schon längst affiziert wurde vom aufklärender Relativierung und Historisierung?

Eine dialektische Position hat es eben zunächst in sich, dass ihre Pole nur schwer vermittelbar scheinen. Aber genau darin sehe ich die grosse Herausforderung katholischer Christen heute – Verräter weder an ihrer Vernunft noch an ihrem Glauben zu werden, beides auseinanderzuhalten und doch beides aufeinander zu beziehen. Als Studentenpfarrer pflegte ich diese Haltung eine ‹Zweite Unschuld› zu nennen, also etwas, was es eigentlich gar nicht gibt, aber doch geben muss.

Mit dieser zweiten Unschuld im Glauben vertrete ich keine Rückkehr zu einem irgendwie romantisierten Kinderglauben samt aller als damit wahr vertretener Mythologeme, sondern eine Haltung, die nach dem immer neuen Durchschreiten des theologischen Fegefeuers von Rationalität und Kritik – und dieses Fegefeuer brennt, solange ich leben kann und denken darf – in grossem Ernst das heilige Spiel der dogmatischen, liturgischen Formen des Glaubens spielt – wohl wissend, dass es auch andere Spielregeln geben könnte, aber davon überzeugt, dass jene, auf die sie sich einlässt, als sinnvoll und stimmig, und damit als

wahr erprobt wurden. Der Ernst der Kinder beim Spiel – das wäre für mich jene tatsächlich zu erreichende zweite Unschuld im Glauben.

5. Knüpfen wir mit an den Netzwerken, die die Kirche sind

Genau an diesem Punkt müssten wir jetzt wohl zu diskutieren beginnen, was es heissen könne, dass der Mensch (homo ludens), spielender Mensch, auch im Glauben sei. Unter dieser Hinsicht könnte nun aber das katholische System christlichen Glaubens ganz unerwartet und ganz neu eine Faszination erhalten, die wir ihm vielleicht gar nicht mehr zutrauen, ermöglicht und verstärkt durch den Perspektivenwechsel der Postmoderne.

Die Betonung fester Riten, die Freude an gewachsenen Bräuchen, die verbindliche Sprachregelung dogmatischer Texte, die Anerkennung von Pflichten – wenn all diese Elemente als Regeln eines Heiligen Spiels betrachtet würden, die ich – wenn ich das katholische Spiel des Glaubens spiele – in Freiheit verbindlich respektiere und mich daran halte, um dann in deren Vollzug die Unmittelbarkeit einer zweiten Unschuld geschenkt zu erhalten, wenn all das so geschieht, dann mag und muss ich über die Entstehungsgeschichte dieser Spielregeln, ihre Kompatibilität oder Inkompatibilität mit anderen Regeln, ihre Begrenztheit und ihre rationale Stimmigkeit viele Gedanken verwenden und werde doch nicht die Spielfreude daran verlieren.

Die Notwendigkeit sozialen Eingebundenseins für christlich Glaubende kann man auf vielen Ebenen begründen. Jenseits aller Theologie will ich mich für diesmal nur auf einen französischen Rechtshistoriker berufen, Pierre Legendre, geboren 1930, der wesentliche Impulse der Psychoanalyse Jacques Lacans verdankt.

Sein Denken kreist um die Frage, was den Menschen am Leben erhält. Die Antwort: Institutionen sind nicht einfach ein Beiwerk der menschlichen Existenz, sie erlauben eigentlich erst menschliche Existenz. Der Liberalismus, so Legendre, belüge den Menschen, wenn er ihm die Hoffnung einer wahren Menschlichkeit jenseits aller Institution verheisse; denn der Mensch ist nur und kann nur leben in Institutionen, weil sie es sind, die dem Leben überhaupt erst Form geben.

Mit dem institutionellen Rahmen der Kultur ist nach Paul Legendre aber auch ihr dogmatischer Charakter gegeben. Die grossen Institutionen bringen

die grossen Dogmen hervor, jene von Recht und Religion. Dogmatik ist das, «was dem Universum der Repräsentationen, dem Spiel der bewussten und unbewussten Vorstellungen zu Grunde liegt». Dies betrifft nun nach Legendre nicht nur entfernte, überholte Kulturepochen, sondern ganz im Gegenteil das entscheidende Wissen der Menschheit, «die von der Menschheit auf allen ihren Wegen immer schon mitgeführte Wissensration, die es ihr erlaubt weiterzugehen und weiterzumachen».

Diese Analyse Legendres wird fortgeführt durch eine postmoderne Deutung: in Zeiten pluriformer Orientierungslosigkeit sind überschaubare Gemeinschaften wichtig, die ohne langen Erklärungsbedarf (transversale) Identitätsangebote liefern. Nicht mehr Spätformen einer Societas perfecta sind gefragt, sehr wohl aber in uralter katholischer Tradition Katholizität als kirchliche Netzwerkstruktur.

Ich bin, sie merken es, beim Zentrum der postmodernen Herausforderung christlicher Existenz. Wieder pauschalierend, aber hoffentlich nicht ganz falsch: in der Moderne, die noch gar nicht so lange hinter uns liegt, haben unsere Verfahren, die gar nicht unbedingt sehr viel älter als wir sein müssen, die Befreiung des Individuums, seine Emanzipation erkämpft, auch in der Kirche und gegen kirchliche Tradition, nicht selten zu Recht sich äusserem Druck verweigernd.

Die Herausforderung heute ist eine andere, eine entgegengesetzte: Kirche als sinnvolles Netzwerk erfahrbar zu machen, in das hinein ich mich in eigener Freiheit und im klaren Bewusstsein ihrer Grenzen und ihrer Enge und ihrer Fehler trotzdem selber verknote, weil nur durch solches Sich-Festmachen – Sir Ralf Dahrendorf spricht von Ligaturen, von notwendigen Bindungen – weil nur durch solche Ligaturen mein Leben gelingt, aber auch das derer, mit denen ich verbunden bin.

Auf seinem Sterbebett soll Thomas von Aquin vor dem Eucharistischen Sakrament so gebetet haben: «Aus Liebe zu dir habe ich studiert, Nächte durchwacht und mich abgemüht. Ich verharre auch nicht hartnäckig auf meiner Ansicht, sondern wenn ich mich über dieses Sakrament je unrichtig geäussert haben sollte, so unterstelle ich es dem Urteil der heiligen römischen Kirche, in deren Gehorsam ich jetzt aus dieser Welt scheidet».

Wie ein Echo aus märchenhaften, längst vergangenen Zeiten klingt ein solcher Text. Wessen Ziel ist es denn heute, im Gehorsam gegenüber der römischen Kirche aus dem Leben zu scheiden? Mit unserem eigenen Lebensentwurf stim-

mig zu sein, es immer mehr zu werden, so definieren wir in jetziger Zeit die von Gott gegebene Aufgabe, für die wir Rechenschaft werden abzulegen haben.

Thomas konnte damals noch mit vier Eckpunkten jenen Bereich abstecken, in dem Gestaltung und Verantwortung des Lebens geschieht: Das Ich des Beters, der studiert, Nächte durchwacht und sich abmüht. Das Du des personalen Gegenübers Jesus Christus, das diesem Ich aus dem Geheimnis des unbegreiflichen Gottes heraus gegenübertritt. Dessen zeichenhafte, materielle, sichtbare Nähe im Wunder seiner sakramentalen, verdichteten Präsenz. Und schliesslich die Ermöglichung dieses Realgeschenks göttlicher Zuwendung durch die konkrete Kirche und in ihr.

Sicher, wir können nicht 700 Jahre Geistes-, Philosophie-, Theologie- und auch Kirchengeschichte seither ungeschehen machen. Doch etwas von der Kraft solcher Verankerung, solcher ganz konkreter ‹Verwurzelung›, wie es Simone Weil nennen würde, täte uns allen dringend not. Und beengte uns nicht, sondern eröffnete echte Weite des Geistes.

6. Haben wir Mut zur Einsamkeit

Mit meinem sechsten Wunsch will ich den Mut zu einer Fähigkeit aussprechen, die in unseren Kreisen viel zu wenig gepflegt und gewürdigt wird. Seit längerer Zeit vertrete ich eine These, die da lautet: Die Fähigkeit, auch morgen als katholischer Christ so bestehen und bereichern zu können, dass ich weder meinen Verstand oder mein weltliches Wissen, noch meinen konkreten Glauben verrate, wird wesentlich von der Fähigkeit abhängen, Einsamkeit auszuhalten. Schon Romano Guardini schrieb im Buch ‹Ende der Neuzeit› mit doch erschreckender Resignation: ‹Die Einsamkeit im Glauben wird furchtbar sein›.

Gerade wenn man mit katholischer Tradition den Glauben des Einzelnen nur in unlösbarer Verbindung mit der Kirche sieht, erst recht dann werden die Individualisierung und das radikale Zurückgeworfenwerden auf den eigenen Verstand die Einsamkeit im Glauben enorm verstärken. Aber schon nach einem in der muslimischen Tradition überlieferten apokryphen Jesuswort besteht die Gottsuche des Menschen aus zehn Teilen: aus neun Teilen Schweigen und einem Teil Einsamkeit.

So wäre die Einsicht des Heidelberger Neutestamentlers Klaus Berger heilsam und befreiend. Er schreibt: ‹Die Kirche kommt aus der Wüste. Kirche sind

Menschen, die sich in der Wüste getroffen haben und das Schweigen Gottes gemeinsam aushielten›. Eine wunderbare Definition auch für Theologen.

Eremiten scheinen heutzutage beliebt zu sein. ‹Als die Religion noch nicht langweilig war› heisst ein höchst lesenswertes, ironisch wie einfühlsam geschriebenes Buch von Hans Conrad Zander. Es erzählt die Geschichte der Wüstenväter, über die – wenn ich es recht sehe – in den letzten Jahren fast so viele Bücher mit geistlicher Lebenshilfe erschienen sind wie solche mit Wegerfahrungen auf dem Camino de Santiago, einem anderen geistlichen Modethema, das die spirituelle Kraft seines Sujets leider stark beeinträchtigt. Aber symptomatisch und bedenkenswert sind solche Schwerpunktsetzungen allemal. Sie deuten auf Bedürfnisse und Notwendigkeiten hin, sind mehr als Zufall oder Marketing. Die Wüste als Ur-Topos der Einsamkeit scheint ins aktuelle Bewusstsein erneut vorgerückt zu sein.

Was der Ur-Wüstenvater schlechthin, Antonius der Grosse, als Versuchung durch die Dämonen erlebt hat, beschreibt einer der echten spirituellen Einsiedler des 20. Jahrhunderts, Thomas Merton, so, und damit könnte er sehr wohl die Nöte eines Theologen wie jedes intellektuell verantwortlich lebenden Christen beschreiben, der gläubig sein will: ‹Die Armut des Einsiedlers ist geistlicher Natur. Oft ist er unfähig zu beten, zu begreifen, zu hoffen... Zuweilen schlägt der Einsiedler mit dem Kopf gegen eine Wand des Zweifels. Vielleicht besteht darin seine ganze Kontemplation. Damit ist nicht ein intellektueller Zweifel gemeint, nicht das Zerlegen theologischer, philosophischer oder anderer Wahrheiten. Es geht hier um etwas anderes: um eine Art Nicht-mehr-verstehen-Können dessen, was man selbst ist; um einen Zweifel, der an die Wurzeln der eigenen Existenz rührt und der den Sinn des eigenen Lebens und Tuns untergräbt›.

7. Behalten wir uns einen langen Atem

Wir alle brauchen persönlich langen Atem und die Überzeugung, dass unser Wirken ebenfalls, gleich wo und wie es sich vollzieht, von langem Atem profitiert. Nur so wird transversale Vernunft und Identität sich nicht in leerlaufende Beliebigkeit ausdünnen. Lassen Sie mich diesen letzten Wunsch illustrieren durch eine letzte Rückkehr zu Thomas von Aquin, diesmal zu seinem persönlichen Schicksal.

Kaum war er tot, wurden etliche seiner Thesen von den beiden führenden theologischen Fakultäten, Paris und Oxford, als häretisch verurteilt. Damit die Pariser Zensur aufgehoben werden konnte, dauerte es immerhin 48 Jahre; jene aus Oxford ist bis auf den heutigen Tag nicht erfolgt. Vielleicht kommt sie ja noch irgendwann einmal.

Bis zur offiziellen Ernennung als Kirchenlehrer unter Pius V. hat es 293 Jahre gebraucht. Und dass er unter den katholischen Theologen «omnium princeps et magister longe eminent», «als Erster und Meister von allen bei weitem hervorragt», das hat erst Papst Leo XIII. in der Enzyklika «Aeterni Patris» vom 4. August 1879 festgelegt, 605 Jahre nach dem Tod des Aquinaten. Langer Atem, über den Rand der eigenen Existenz hinaus, lohnt sich also wirklich, innerhalb der Kirche und auch ausserhalb, nicht zuletzt in der Welt der Universität. Denn als es 1323 beim Prozess zur Heiligsprechung etwas haperte, weil die erforderlichen Wunder einfach nicht eintrafen, soll Papst Johannes XXII. kurzerhand erklärt haben: «Bei Thomas ist jeder Artikel seiner Summa ein Wunder» – und er sprach den Theologen heilig. Sie sehen: es gibt ganz unterschiedliche Arten von Wundern; auch wissenschaftliche Werke können dazu gehören.

Abschluss: Das Sitzen auf dem Dach

Mit dem Zitat aus priesterlichem Munde in Henning Mankells Wallander-Krimi hatte ich begonnen, dem Satz von den «langen Wegen», die Menschen für ihren Glauben heutzutage gehen müssen.

Am Ende soll nochmals ein literarischer priesterlicher Verweis stehen, nach dem dynamischen von den Wegen ein eher stabiler, ortsfester. Hugo Loetscher, der bei uns in Deutschland leider immer noch viel zu wenig gewürdigte Zürcher Autor, hat in seinen Roman aus dem Jahr 1986 «Die Papiere des Immunen» die Geschichte vom schweizerischen «Sündenpriester» Georg eingebaut. Nach vielen Irrungen und Wirrungen landet der als Missionar auf den Philippinen. Die Geschichte endet mit einem Taifun über Manila. Georg eilt mit seinem Freund Godefredo in den Schutz der Wellblechbude des Mädchens Corazon mitten in einer Favela.

Godefredo sagt, er müsse sowieso hin, das Dach abdecken. «Da korrigierte ihn Georg lachend, das heisse nicht abdecken». Aber Georg lernt, dass es wirk-

lich darum geht, vor einem Taifun. «Godefredo machte sich daran, die Klammern zu lösen, mit denen das Wellblech an den Seitenbrettern befestigt war... Der Wind rüttelte an den Brettern, die kein Dach mehr trugen. Corazon löste die Postkarten von der Wand und nahm vom Boden ein paar Illustrierte». Dann, so erzählt Loetscher lakonisch weiter, legen sie die Matraze auf das Dach, das nun mitten in der Hütte auf dem Boden lag und decken sich mit einer Plastikplane zu. Georg bleibt bei den beiden Philippinos, setzt sich neben sie, die zusammenrücken.

Und der Schlusssatz der Erzählung soll auch mein Schlusssatz sein. Es wird Ihnen nicht schwerfallen, ihn entsprechend auf unsere Überlegungen zu übertragen.

Georg, so schreibt Hugo Loetscher, «war nicht mehr einer, der sich unter ein Dach stellt, wenn es zu regnen beginnt, sondern er gehörte zu denen, die sich bei einem Sturm aufs (abgedeckte) Dach setzen, damit hinterher noch eines da ist».

Literaturverzeichnis / Auswahl

Berger, Peter L.: Der Zwang zur Häresie: Religion in pluralistischer Gesellschaft. Frankfurt: S. Fischer, 1980.

Chesterton, Gilbert K.: Orthodoxy: Eine Handreichung für die Ungläubigen. Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag, 2000.

Cioran, E.M.: Die verfehlte Schöpfung. Frankfurt: Suhrkamp, 1979.

Dienberg, Thomas; Meurer, Thomas: I will survive...: Existenz und Identität in der Kriminalliteratur der Gegenwart. In: Orientierung 66 (2002), S. 104–108.

Emo, Andrea: Le voci delle muse: Scritti sulla religione e sull'arte 1918–1981. Venezia: Marsilio, 1992.

Greeley, Andrew: The Catholic Imagination. Berkeley: University of California Press, 2001.

Guardini, Romano: Das Ende der Neuzeit: Ein Versuch zur Orientierung (1950) / Hrsg. von Franz Heinrich. Mainz / Paderborn: Grünewald / Schöningh, 1986 (Romano Guardini Werke, Katholische Akademie in Bayern, Band G01)

Hauser, Linus: Kritik der neomythischen Vernunft: Menschen als Götter der Erde (1800–1945). Paderborn: Schöningh, 2004.

Kant, Immanuel: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Neu-Isenburg: Ed. Tiessen, 1987.

Kehl, Medard: Die Kirche: Eine katholische Ekklesiologie. Würzburg: Echter, 1994.

Loetscher, Hugo: Die Papiere des Immunen. Zürich: Diogenes, 1986.

Mankell, Henning: Die falsche Fährte: Roman. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2001.

Metz, Johann Baptist: Christentum im Pluralismus. In: zur debatte: Themen der Katholischen Akademie in Bayern 30 (2000), Nr. 5/6.

Pieper, Josef: Das Vierge-spann: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mass. München: Kösel, 1964.

Polak, Regina (Hrsg.): Megatrend Religion? Neue Religiositäten in Europa. Ostfildern: Schwabenverlag, 2002.

Ruster, Thomas: Der verwechselbare Gott: Theologie nach der Entflechtung von Christentum und Religion. Freiburg i. Br.: Herder, 2000.

Scheiders, Werner: Aufklärungsphilosophien. In: Jüttner, Siegfried; Schlobach, Jochen (Hrsg.): Europäische Aufklärung(en): Einheit und nationale Vielfalt. Hamburg: F. Meiner, 1992.

Schlaffer, Heinz: Die kurze Geschichte der deutschen Literatur. München: Hanser, 2002.

Schulte, Christoph: Die jüdische Aufklärung: Philosophie, Religion, Geschichte. München: Beck, 2002.

Siedler, Wolf Jobst: Über das Alter: Blick auf meine Hinterlassenschaft. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 2. Januar 2006.

Tiefensee, Eberhard: Homo areligiosus. In: Lebendiges Zeugnis 56 (2001), S. 188–203.

Visman, Cornelia (Hrsg.): Paul Legendre: Historiker, Psychoanalytiker, Jurist. Berlin, 2002.

Universitätsreden

- 1 Walter Kirchschräger Pluralität und inkulturierte Kreativität. Biblische Parameter zur Struktur von Kirche
(Rektoratsrede, 7. November 1997)
- 2 Helmut Hoving Göttliche und menschliche Personen. Die Diskussion um den Menschen als Herausforderung für die Dogmatik
(Antrittsvorlesung, 30. Oktober 1997)
- 3 Rudolf Zihlmann Zur Wiederentdeckung des Leibes. Vom Zenbuddhismus zu neueren westlichen Erkenntnissen
(Gastvorlesung, 12. November 1997)
- 4 Clemens Thoma Das Einrenken des Ausgerenkten. Beurteilung der jüdisch-christlichen Dialog-Geschichte seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges
(Abschiedsvorlesung, 18. Juni 1998)
- 5 Walbert Bühlmann Visionen für die Kirche im pluralistischen Jahrtausend
(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 21. Januar 1999)
- 6 Charles Kleiber L' Université de Lucerne, quel avenir?
(Vortrag Generalversammlung Universitätsverein Luzern, 25. März 1999)

- | | | | | | |
|----|--|---|----|------------------------------------|---|
| 7 | Helga Kohler-Spiegel | «Wenn ich könnte, gäbe ich jedem Kind einen Leuchtglobus...»

<i>(Abschiedsvorlesung, 9. Mai 1999)</i> | 13 | Andreas Graeser | Nachgedanken zum Begriff der Verantwortung

<i>(Festvortrag zum fünfzehnjährigen Bestehen des Philosophischen Seminars, 7. November 2000)</i> |
| 8 | Rolf Dubs | Universitätsstudium – Anforderungen aus der Sicht der Lehr- und Lehrforschung

<i>(Festvortrag vom Dies academicus, 10. November 1999)</i> | 14 | Johann Baptist Metz | Das Christentum im Pluralismus der Religionen und Kulturen

<i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 25. Januar 2001)</i> |
| 9 | Kaspar Villiger | 400 Jahre Höhere Bildung in Luzern – Bildung an der Schwelle des 21. Jahrhunderts

<i>(Dokumentation der 400-Jahr-Feier, 5. April 2000)</i> | 15 | Paul Richli | Eröffnungsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät

<i>(Ansprachen)</i> |
| 10 | Enno Rudolph,
Gabriel Motzkin,
Beat Sitter-Liver,
Uwe Justus Wenzel | Menschen züchten? Nach der Sloterdijk-Debatte: Humanismus in der Krise.

<i>(Podiumsgespräch, 13. Januar 2000)</i> | 16 | Helen Christen
Hubertus Halfbas | Fallstrick oder Glücksfall?
Der deutschschweizerische Sprachformengebrauch in Diskussion

<i>(Festvortrag zum Dies academicus, 5. November 2003)</i> |
| 11 | Kurt Seelmann | Thomas von Aquin am Schnittpunkt von Recht und Theologie

<i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 20. Januar 2000)</i> | | | Traditionsabbruch
Zum Paradigmenwechsel im Christentum

<i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 22. Januar 2004)</i> |
| 12 | Paul Richli | Das Luzerner Universitätsgesetz im Fokus der Rechtswissenschaft

<i>(Dokumentation, 26. Oktober 2000)</i> | | | |